

Die gelbe Majestät.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

11. (Nachdr. verboten.)

Auf den kühlen, feuchten Frühling war ein heißer Sommer gefolgt. Die erst zögernde Natur hatte sich nun rasch und in üppiger Fülle entwickelt. Ueber den Straßen der Stadt lag eine schwüle, heiße und drückende Luft, die Alle hinaus trieb in die freie Gottesnatur, wo die Brust freier wurde und die Luft leichter.

Entgegen seiner Gewohnheit in früheren Jahren, hatte Kommerzienrath Prätorius sich noch nicht entschließen können, seine Sommerreise anzutreten. Angelegenheiten von Wichtigkeit und großer Tragweite hielten ihn zurück. Bisher glaubte er mit der Entwickelung seiner geschäftlichen Angelegenheiten recht unzufrieden sein zu müssen. Im festen Vertrauen darauf, das Patent der neuen Wagenkuppelung an sich bringen zu können, hatte er sich mit auffälliger Hast auf die Rheinischen Eisenaktien gestürzt, was natürlich nicht unbemerkt geblieben war. Aber die Erwerbung des Patents stieß auf ganz unerwartete Hindernisse. Nicht nur hatte er sich von seinem Sohne täuschen lassen, sondern auch sein Sohn hatte sich schwer getäuscht. Der Patentbesitzer lehnte mit einer fast gehässigen Hartnäckigkeit jede Verbindung mit Prätorius & Comp. ab. Die Einladungen, die zu Walter's Verlobung mit Charlotte und auch zur Hochzeit, die vor einigen Wochen stattgefunden hatte, an ihn ergangen, waren erfolglos geblieben, und auf eine offizielle Zuschrift an den jungen Mann Seitens der Bank Prätorius & Comp. war die Antwort eingegangen, daß er nicht gesonnen sei, das Patent zu veräußern. Dazu waren von den Eisenwerken selbst schlechte Nachrichten im Umlauf. Die Arbeiter hatten eine Lohnerhöhung beantragt, und auf die Weigerung des Direktoriums, diese Erhöhung eintreten zu lassen, war ein Streik in Aussicht gestellt worden. Das war für den Kommerzienrath ein Schlag aus heiterem Himmel. Wurde die Erhöhung bewilligt, so war das Papier auf Jahre hinaus gelähmt. Von einer Steigerung der Dividende konnte keine Rede sein. Wurde sie nicht bewilligt, und der Streik brach aus, so war die Sache noch schlimmer. Die Folgen waren für das ganze Unternehmen unabsehbare. Nun hatte sich Kommerzienrath Prätorius in bedeutender, ja bedrohlicher Ausdehnung in dem Papier

Schloß Bruneck in Tirol. (S. 195)

engagirt. Wenn wirklich eine Katastrophe eintrat, so konnte er unmöglich warten, bis sie kam, er mußte vorbeugen, Deckung suchen, und nicht nur suchen, sondern auch finden.

Sorgenvoll seufzte der Kommerzienrath auf und starrte vor sich auf den Teppich. Was war nun all' der Glanz und Schimmer, der ihn umgab? Er war einer der Wenigen, der Bevorzugten, die auf dem Gipfel des Besitzes standen, nach dessen goldener Krone die Menschen so sehnsüchtig und verlangend emporschauten. Nun, er stand droben! Was war es denn? Seine Frau war kaum mehr zu ertragen, seine Tochter lebte mit ihrem Mann höchst unglücklich und drohte seit zwei Monaten mit Scheidung; sein Sohn hatte eine „Liebesheirath" gemacht. Du lieber Gott, man weiß ja, wie lange das dauert. Gerade sein Sohn Walter war unter dem Einfluß des Glanzes und Schimmers, der ihn umgab, eine lässige, energielose Natur geworden, die wohl im Strome mit fortgerissen wird, nicht aber gegen die Strömung ankämpfen kann. War das das Glück, nach dem man sich sehnt, sorgt und arbeitet ein Leben lang? Kommerzienrath Prätorius, selbst ein einfacher, kluger, nur vielleicht etwas zu spekulativer Mann, dachte jetzt häufig an jenen sagenhaften König Midas, dem Alles, was er berührte, unter den Fingern zu Golde ward. Das Stück Brod, das er essen wollte, das Glas Wasser, das er trinken wollte, Alles verwandelte sich in seiner Hand in Gold, und er selbst hatte sich in seinem Golddurst diesen unseligen Zustand als eine Gunst von den Göttern erbeten! Wie ein schlauer Betrüger packt das Gold den Menschen bei seinen schwächsten Seiten, zieht die Leidenschaften in ihm schmeichelnd und liebedienerisch groß, um ihn nachher unter dem Wirbelwind der Leidenschaft zu begraben. So fand es der Kommerzienrath nicht nur in seiner Familie, sondern in der Welt überhaupt. In diesen Gedanken versunken, hörte Walter's Vater, der brütend in seinem Zimmer saß, durch die offene Thür folgendes Zwiegespräch:

„Ich wünsche nicht mit dem Herrn Kommerzienrath, sondern mit der jungen Frau Charlotte Prätorius zu sprechen."

„O, ich bitte um Verzeihung, mein Herr, ich glaubte Sie beim Herrn Kommerzienrath selbst anmelden zu sollen. Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Ich heiße Georg Hartung."

„Haben Sie die Güte, mir in das obere Stockwerk zu folgen. Die jungen Herrschaften wohnen oben."

Rasch sprang der Kommerzienrath auf und rief zur Thür hinaus: „Jean!"

„Herr Kommerzienrath befehlen?"

„Führen Sie den Herrn in meinen Salon und lassen Sie meine Schwiegertochter herunter kommen."

Während der Diener die Salonthüre öffnete, machte der Kommerzienrath eine stumme, flüchtige Verbeugung gegen einen jungen Herrn, den er auf dem Korridor stehen sah, und der diese Verbeugung ebenso stumm und flüchtig erwiederte. Es war das erste Mal, daß sich die beiden Männer sahen, und gleichwohl fühlten sie sich als Gegensätze. Dann zog sich Herr Prätorius würdevoll zurück, nicht ohne einen raschen, prüfenden Blick auf den Besucher geworfen zu haben. Dieser war dürftig gekleidet und machte einen etwas linkischen und eckigen Eindruck. Das Gesicht war blaß, die Augen glühten und flammten unheimlich, wie Schusterleuchtkugeln, hatte Herr Jakobs sehr richtig gesagt. Der Kommerzienrath mußte lächeln über diesen Vergleich, gleichwohl war er aber auch erstaunt, daß ein solcher Mensch es unternommen hatte, die Anerbietungen, die er ihm hatte machen lassen, nicht nur zu verwerfen, sondern auch noch den kleinen Nadelstichen zu trotzen, die ihn hatten weich machen sollen. Er war nun seit fast einem Vierteljahr ohne Stellung und somit ohne Einkommen. Von was lebten diese Menschen? Es war unglaublich. Sie brauchten nichts! Und das war's, was sie für ihn unzugänglich machte.

Indessen fand der Kommerzienrath es natürlich, daß er nun wissen wollte, was dieser Herr mit seiner Schwiegertochter zu verhandeln habe. Frau Doktor Zehlen hatte ihm gesagt: „Verlassen Sie sich auf mich, in drei Tagen kommt er." Er hatte das nicht geglaubt, weil sie schon öfter so oder ähnlich gesprochen hatte. Und nun war er doch da! Wirklich da! Es mußte also doch etwas zwischen Charlotte und ihm sein, aber was? Das wollte er wissen, und deshalb ging er gedämpften Schrittes aus seinem Wohnzimmer in ein anstoßendes, das sich neben dem Salon befand, in den Herr Hartung eingetreten war.

Georg Hartung, der ziemlich lange Muße hatte, bis Frau Charlotte Prätorius kam, sah sich in dem luxuriösen Salon um. Das also war jetzt ihre Umgebung! Diese weichen, in der Farbe zart abgetönten Sammetmöbel, diese schweren, in malerische Falten gelegten Gardinen, die Bilder an den Wänden: lauter moderne Meister, die den müßigen Geist hinwegtragen über Zeit und Raum in die düster-träumerischen Cypressenlandschaften oder in das heitere, sonnige Volksleben des Südens — konnten alle diese Annehmlichkeiten des Körpers und Geistes hinwegtäuschen über die große innere Leere der Gegenwart? Konnten sie Charlotten vergessen machen, was war und was sein konnte?

Hartung stöhnte leise auf; der alte Schmerz, den er durch einsame Thränen und schlaflose Nächte gebannt, überwältigt zu haben glaubte, krampfte von Neuem sein Inneres zusammen. Seidene Gardinen, Spiegel und Sammetmöbel, das also war der Preis, um den er elend geworden war? Um solchen Bettel, um blitzende Steinchen und Spielzeug für Kinder und Narren hatte sie ihn verlassen? Ihn, der sie mehr liebte, wie sein Leben?

Er drückte die Hand im stummen Schmerz vor die Augen; dann hörte er, wie sie plötzlich seinen Namen rief; mit der alten, lieben Stimme rief sie: „Georg!"

Wie das Jauchzen ihrer Seele klang es.

Und er verbarg trotzig seine Thränen, ließ mit kaltem Blick seine Augen auf der vornehmen, eleganten Gestalt ruhen, sah fast verächtlich über die blitzenden Steine, die sie im Ohr trug, hinweg und sagte endlich mit einer steifen Verbeugung: „Gnädige Frau, Sie haben gewünscht, mit mir zu sprechen."

Die junge Frau fuhr erschrocken zusammen und sah ihn mit ängstlichen Augen an, dann senkte sie den Blick rasch.

„Georg," sagte sie leise, „habe ich mich so sehr verändert, seit — seit — Sie mich im Theater „Charlotte" riefen?"

Zögernd, schüchtern bot sie ihm die Hand zum Gruß. Er antwortete mit einer kalten Verbeugung und sagte: „Ja, gnädige Frau, Sie haben sich seitdem sehr verändert."

„Sie sind mir böse?"

„Ja," antwortete er kurz, aber ehrlich.

„Sie thun mir Unrecht. Es ist nichts geschehen, was nicht geschehen mußte. Sie wissen nicht, wie schlecht es uns ging. Meine Mutter war verschuldet, hatte — ich weiß nicht was Alles — unterschrieben, ich — konnte nicht anders, Georg, ich mußte!"

„Freilich, freilich, der Teufel arbeitet immer vor, und deshalb — mußten Sie, deshalb — ruinirten Sie mich."

„Ich — Georg? Ich ruinirte Sie? Beim ewigen Himmel —"

„Nun ja, Sie mögen es nicht wissen, man mag Sie getäuscht haben. Das vermindert aber mein Elend nicht. Ihre Pflicht war es, zu wissen, was Sie thaten, daran zu denken, was Sie mir versprochen hatten."

„Es ging ja nicht, Georg. Wie konnte ich wissen, daß — daß Sie sich so zu Herzen nehmen würden, was wir doch nicht ändern konnten? Ich glaubte vielmehr, Ihnen in meiner neuen Stellung dienlich sein zu können."

Er lachte bitter auf. „Wohl dadurch, daß ich aus Lohn und Brod gejagt wurde?"

„Sie brauchten doch nur zu ergreifen, was man Ihnen bot. Ich selbst schickte Ihnen zweimal Geld, ohne daß es Jemand wußte oder ahnte, und zweimal schickten Sie es mir wieder zurück. Georg, es war ehrliches Geld, mit dem sich — gute Freunde gegenseitig im Leben aushelfen. Ich hatte es mir von meinem Toilettengeld gespart."

„Wirklich?" fragte er höhnisch und musterte sie mit kalten Blicken, „man sieht Ihnen das nicht an, gnädige Frau."

Der jungen Frau traten die Thränen in die Augen. „Wenn Sie wüßten, Herr Hartung, was ich um Sie gelitten habe —"

„So? Und doch, und doch!"

„— so würden Sie mich nicht mit dieser strengen Kälte, mit dieser Starrheit und Hartnäckigkeit behandeln, die mich und Sie unglücklich macht."

„Frau Prätorius, ich bin es gewöhnt, im Leben die Konsequenzen meiner Handlungen zu tragen; ob ich unglücklich bin oder nicht, ist also lediglich meine Sache. Aber Sie — wehe Ihnen, wenn Sie das gethan haben und doch nicht glücklich sind! Sie haben ja Alles, was Ihr Herz begehrt. Was wünschen Sie denn noch?"

„Und Sie wissen nicht, daß ich mit Ihnen leide? Daß ich Ihren Mangel, Ihre Noth mitfühle, ebenso wie ich seiner Zeit stolz auf Sie war, als ich von Ihrer Erfindung zuerst hörte, als ich hörte, daß nun auch für Sie die Zeiten besser werden würden?"

„Trösten Sie sich mit mir, es geht Alles vorüber in der Welt. Und nun sagen Sie mir lieber, weshalb ich eigentlich hier bin. Sie schrieben mir, daß ich „um Ihrer Ruhe" willen zu Ihnen kommen möchte. Nun bin ich da. Sagen Sie mir, was ich zu Ihrer Ruhe thun kann."

Er hatte unwillkürlich und fast gegen seinen Willen etwas milder gesprochen; ihr thränenglänzendes Auge übte seine Gewalt auch gegen seinen Willen über ihn. Sie bemerkte das wohl und fuhr etwas muthiger fort: „Setzen Sie sich doch, Georg, lassen Sie uns reden wie zwei alte Freunde oder wie zwei Geschwister. Nein, sagen Sie nichts, sondern hören Sie mir ruhig zu. Wenn ich Ihre Schwester wäre, würde ich nicht anders reden, als jetzt, wo ich Sie bitten möchte, um meiner Ruhe willen von Ihrer harten, schroffen Art und Weise abzugehen und die Menschen zu nehmen, wie sie sind. Mein Gott, wir können sie ja doch nicht anders machen und müssen um des lieben Friedens halber uns ineinander schicken. Sehen Sie nicht, wie schwer sich ein solcher ungemessener Stolz rächt? O, ich weiß es wohl, Sie leiden mit Ihrer Mutter und Schwester Noth —"

„Thun Sie doch gerade, als ob ich das verbergen wollte. Haben Sie je an mir etwas gesehen, was sich nicht mit meinem innersten Wesen vertrüge?"

„Nein, nein. Ich weiß ja, daß Sie nicht zum Heucheln gemacht sind. Sie sind lauter wie Gold, aber das hindert doch nicht, daß man sich gegenseitig in der Noth hilft und diese Hilfe annimmt."

„Das thue ich ja. Gott sei's geklagt, ich

lebe seit sechs Wochen auf Borg. Was wollen Sie denn noch? Kann ich mir in einer solchen traurigen Lage nicht wenigstens die Freiheit nehmen, zu borgen, wo ich will?"

„Sie mißverstehen mich oder wollen mich nicht verstehen. Sie sind mißmuthig, verzweifelt und feindselig gegen die Menschen und besonders gegen uns. Was brauchen Sie zu borgen? Nein, Georg, hören Sie ruhig zu! Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß das Patent, an dem jetzt Ihre und Ihrer Angehörigen ganze Existenz hängt, sich in Zukunft vielleicht doch nicht so ergiebig erweist, als Sie meinen, daß Ihre Hoffnung auf Hilfe daher getäuscht wird, daß sich irgend etwas ereignet, was Sie ganz hilflos macht und auf der abschüssigen Bahn weiter führt, auf der Sie sich jetzt befinden. Georg, wenn Sie mich jemals geliebt haben, wenn Ihnen auch nur im Geringsten an meiner Ruhe gelegen ist, so nehmen Sie die Hand, die sich Ihnen bietet, an. Es ist Ihr Glück, um das ich Sie anflehe!"

Damit bot sie ihm die kleine Hand, und er sah ihr stumm und stillsinnend in die Augen, die so kindlich und traulich, zugleich aber auch ängstlich und flehend leuchteten. Er fühlte, daß sie es ehrlich meinte, in diesem Augenblick ganz gewiß aus ihrer tiefsten Seele sprach. Die Angst um ihn — vielleicht die Liebe zu ihm brachte sie dahin, ihm die Hand entgegen zu strecken. War es nicht Sünde, sie zurückzuweisen? Sünde an sich und seinen Angehörigen?

Er stand erregt auf. Es war ihm unmöglich, vor der früheren Geliebten sitzen zu bleiben, die ihn mit der Welt in Zwiespalt gebracht, ihn so unsäglich elend gemacht hatte, und die er trotzdem noch immer mit der ganzen Gluth seines jungen Herzens liebte.

„Georg," fuhr sie mit schluchzender, thränenerstickter Stimme fort, „ich weiß, daß Sie stolz sind und Ursache haben, auf sich stolz zu sein. Aber ich biete ja Ihnen die Hand nicht, um Ihren Stolz zu verletzen, sondern nur, damit Sie thun, was Hunderte, Tausende und Millionen Andere an Ihrer Stelle thun würden. Kann es denn Ihren Stolz verletzen, den Ertrag Ihrer Arbeit einzuheimsen? Ist das nicht vielmehr Ihre Pflicht?"

Wie sie ihm so sanft, so süß und herzlich zuredete, kam ihm plötzlich der Gedanke in den Sinn, daß sie ihn doch noch liebe, daß sie noch mit der alten Wärme und Innigkeit an ihm hinge. Es war, als ob der junge Mann darüber sein Elend, sein Patent und seine Hoffnungen vergessen hätte und trunkenen Auges nach einer schmeichlerischen Fata Morgana blicke, als ob ein Schein jenes seligen, berauschenden Glückes in sein Herz fiele, das nur die Jugend kennt und nur die Jugend würdigt. Er vergaß Alles um sich her, er vergaß sogar sich selbst. Mit wilder Hast nahm er die kleine Hand, die sie ihm entgegenhielt, und seine Augen senkten sich mit wilder, stürmischer Gluth in die ihren, die so kindlich und traulich, so vertrauend und hoffend zu ihm aufblickten.

„Charlotte," rief er, kaum wissend, was er sprach, „komm mit mir und verlaß dies Haus. Mache mit mir, was Du willst, ich will Dein Knecht, Dein Sklave sein, und was mein ist, soll auch Dein sein, aber komm mit mir von hier fort, verlaß dies Haus."

„Georg," rief die junge Frau erschrocken, „mein Gott, besinne Dich! Was ist Dir? Du sprichst im Wahnsinn. Was Du sagst, kann nie, niemals sein. Hörst Du mich, Georg? Mildere Deine Gluth. Du verdirbst Dich und mich."

Der junge Mann wurde bleich wie der Tod. Schlaff sanken seine Arme nieder, und in seinen Mienen lag der Hohn der Verzweiflung.

„Du hast Recht, Charlotte. Es ist vorbei! Vorbei für immer und ewig. Was der Teufel einmal hat, das hält er fest. Adien, Charlotte! Mag es denn vorbei sein."

Sie schluchzte leise auf. Er wollte rasch durch die Thür davon eilen, prallte aber entsetzt zurück, als er eben den Kommerzienrath durch diese eintreten sah. Der alte Herr machte eine vollständig unbefangene Miene, als ob er keine Ahnung von der Scene habe, die hier soeben stattgefunden. Lächelnd und sich verbindlich verbeugend sagte er: „Herr Hartung, ich habe natürlich die Gelegenheit nicht versäumen wollen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Es freut mich sehr, Sie in meinem Hause begrüßen zu können. Bitte, behalten Sie Platz. Ich hoffe, ich störe nicht."

„Herr Kommerzienrath, ich war soeben im Begriff —"

„Ei, nicht doch! Sie trinken ein Glas Wein mit mir, das, wie ich eben sehe, meine Schwiegertochter vergessen hat, Ihnen vorzusetzen. O, lassen Sie nur, bester Herr Hartung," fuhr er heiter lachend fort, „man sagt gewöhnlich, wenn man aus einem Hause trocken weggeht, kommt man nicht wieder, und das würde mir im vorliegenden Falle sehr leid thun, da ich hoffe, Sie in Zukunft noch recht oft in meiner Familie willkommen zu heißen."

Sowohl Charlotte als auch Georg waren augenblicklich noch viel zu befangen, viel zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, als daß sie auf das gemüthliche, joviale Geplauder des Kommerzienrathes hätten eingehen können.

Letzterer fuhr auch, ohne nur im Geringsten von der Erregung der Beiden Notiz zu nehmen, mit unverwüstlicher Liebenswürdigkeit fort: „Von was war denn die Rede? Ach so, ja richtig, ich weiß schon. Sie brauchen sich nicht zu inkommodiren. Es war vermuthlich von Geschäften die Rede. In meinem Hause, müssen Sie nämlich wissen, Herr Hartung, macht Alles Geschäfte; Geschäfte von Früh bis Abends, vom letzten Laufburschen herauf bis zu mir. Das ist nicht sehr schön, werden Sie sagen, aber, Du lieber Himmel, ein Geschäftsmann ist nun einmal ein Geschäftsmann. Deshalb hat es mich auch gewundert, Herr Hartung, daß Sie auf meine Vorschläge bezüglich Ihres Patentes nicht eingegangen sind. Sie waren wirklich gut. Ich hatte sozusagen Ihr Bestes im Auge. Ich wollte Ihnen behilflich sein, Ihren Fleiß, Ihre Begabung, Ihr Genie zu münzen. Ich wollte Ihnen einen bequemen, vielbegangenen Lebensweg zeigen. Sie wollten ihn aber nicht. Weshalb?"

„Es war gegen mein Prinzip, Herr Kommerzienrath."

„Herr Hartung, beachten Sie, was ich sage. Prinzipien sind im Leben stachlige Dinge. Wie Viele bleiben an ihnen hängen. Nehmen Sie Geld; das ist auch ein hübsches Prinzip, und mein Geld ist wahrhaftig kein Blech. Wie heißt Ihr Prinzip?"

„Ich lasse mit meiner Arbeit nicht spielen."

„Spielen? Ich will sie kaufen."

„Und damit handeln!"

„Nun, vom Profit lebt der Mensch."

„Ich nicht, Herr Kommerzienrath. Ich lebe von der Arbeit."

Der Kommerzienrath lächelte überlegen.

„Ja doch! Ich bin wahrhaftig der Letzte, der Jemand hindern würde, ein sogenannter Arbeitsbold zu sein und Alles nur durch die Arbeit zwingen zu wollen. Aber ich beneide Sie auch nicht um eine solche unzeitgemäße ideale Ansicht. Ich glaube kaum, daß auch nur irgend Jemand auf der Welt Ihre übertriebene Schätzung der Arbeitsallmacht theilt. Sie sind — mit Verlaub, Herr Hartung — auch noch nicht fett dabei geworden. Ihre Arbeit ist eine Maschine ohne Dampf, wenn Ihnen das Kapital fehlt. Herr Hartung, ich biete Ihnen den Dampf, alles Uebrige findet sich. Schlagen Sie ein."

„Sie irren sich, Herr Kommerzienrath, wenn Sie mich für einen überspannten Idealisten halten. Sie werden das auch nicht mehr thun, wenn ich Ihnen mittheile, daß nächsten Monat alle Noth für mich beendet sein wird, weil dann die ersten Kuppelungen nach **meinem** Patent — Sie verstehen, Herr Kommerzienrath — nach **meinem** Patent zur Ablieferung gelangen. Ich werde dann weiter nichts zu thun haben, als den Preis zu bestimmen, den ich dafür haben will. Ich brauche also Ihren „Dampf" nicht."

Kommerzienrath Prätorius wurde um einen Schein bleicher und sagte hastig: „Sie haben die Kuppelungen schon in Auftrag gegeben?"

„Schon seit sechs Wochen."

„Warum gaben Sie sie nicht unseren Werken in Auftrag?"

„Weil ich nicht betteln will, wo ich fordern darf, nicht dienen mag, wo ich herrschen kann, und vor allen Dingen nicht dulde, daß mein Patent schnöder Gewinnsucht zur Bereicherung dient. Jetzt, Herr Kommerzienrath, werden Sie mich wohl nicht mehr für überspannt halten. Adieu."

Damit verbeugte sich Hartung flüchtig und verließ mit stolz erhobenem Haupt das Zimmer.

12.

Wie schon erwähnt, war Graf Lothar v. Fielitz mit seinem Schicksal nicht zufrieden. Seine Gemahlin war nervös, hatte tagaus tagein den Kopf voller bizarrer Einfälle, und befleißigte sich im Verkehr mit ihrem Gemahl einer unangenehmen Deutlichkeit. Sie sagte es ihm unverhohlen in's Gesicht, daß sie ihn doch eigentlich erst zu einem Manne gemacht habe, und wenn er sich erlaubte, gegen eine solche Auffassung seiner gräflichen Ehre zu protestiren, so pflegte sie zu antworten: „Was nützt Dir der Grafentitel? Wenn ich nicht unterschreibe, so hast Du morgen nichts zu essen."

Dieses „unterschreiben" bezog sich nämlich auf die ebenso kluge, wie voraussichtige Bestimmung, die Kommerzienrath Prätorius getroffen hatte, daß Graf Lothar von der Bank Prätorius & Comp. nur Geld abheben könne, wenn beide Ehegatten die erforderliche Quittung unterschrieben hatten. Wenn nun auch der Graf ein ebenso höflicher wie gebildeter Mann war, der eine gewisse Uebung darin hatte, solche „Familienscenen" zu ignoriren, so blieb es manchmal zu seinem großen Kummer doch nicht dabei, und Gräfin Elsbeth verweigerte ihre Unterschrift wirklich, wenn es ihr schien, daß ihr Gatte zu viel Geld ausgab, oder wenn sie überhaupt nicht in der „Gebelaune" war. Darin lag das Unerträgliche in der Situation des Grafen Lothar. Wenn er sich ein Paar neue Pferde kaufen oder eine Jagd pachten wollte, wenn er einmal Pech an der Börse oder auf den Rennplätzen gehabt hatte oder wenn einmal ein paar kleine Rechnungen zu berichtigen waren, so war er ganz auf den guten Willen einer Frau angewiesen, die von der Ehre und der Repräsentationspflicht Derer v. Fielitz entschieden nicht die richtige Auffassung hegte.

Diesem entwürdigenden Zustand mußte natürlich ein Ende gemacht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Bruneck in Tirol.

(Mit Bild auf Seite 193.)

In Franzensfeste zweigt sich von der Brennerbahn ostwärts die Pusterthalbahn ab. Wer auf dieser weiterfährt, den heimelt auf der ersten Strecke, von Mühlbach bis Bruneck, gewiß der liebliche Charakter

des Thales an. Sein Hauptort ist das Städtchen Bruneck, von dem man zahlreiche hübsche Ausflüge machen kann. Unter diesen ist in erster Linie Schloß Bruneck zu nennen, von dem wir auf S. 193 eine von der Südseite aus aufgenommene Ansicht bringen. Von der Stadt aus, von der man auf dem Bilde noch links eine Kirchthurmspitze erblickt, ziehen sich auf zwei Seiten starke, mit Thürmen bewehrte Mauern zu dem echt mittelalterlichen Burgschloß hinauf. Es liegt in einer Meereshöhe von 870 Meter (fast 60 Meter über der Stadt) und ist im 13. Jahrhundert vom Bischof von Brixen erbaut worden. Da es diesen Kirchenfürsten, denen ehedem auch die Stadt gehörte, zum Sommeraufenthalt diente, so ist es in der Folge allezeit gut unterhalten worden. Dem Alterthumsfreunde ist die burgenartige Bauart des Schlösses interessant, an dem sich Zuthaten aus verschiedenen Jahrhunderten finden; den Touristen und Naturfreund zieht vornehmlich die herrliche Aussicht an.

Das russische Mädchenfest.

(Mit Bild.)

Ein althergebrachtes russisches Frühlingsfest ist der Semik oder Ssamik (von sem = sieben), der siebente Donnerstag nach Ostern, der namentlich auf dem Lande mit Tanz und allerlei Unterhaltungen gefeiert wird. In erster Linie ist der Semik aber das Fest der Mädchen, die an diesem Tage in ihrem Sonntagsputz schaarenweise nach einem in der Nähe ihres Ortes befindlichen Fluß oder See ziehen. Draußen werden Kränze gewunden, und dann lagert man sich, wie das untenstehende Bild zeigt, um die mitgebrachten Plinsen (Eierkuchen) und Kringel (Brezeln) zu verzehren, die eigens für dieses Fest in den Haushaltungen gebacken werden. Junge abgehauene Birken werden ferner mit Bändern und Laubgewinden verziert und dann unter Gesang in die Erde gesteckt, worauf man gleichfalls singend um sie herumtanzt. Manche Mädchen befestigen ein um



Das russische Mädchenfest oder der Semiktag: Mahl im Freien und Kränzebinden.

den Hals getragenes Kreuzchen in der Mitte eines Kranzes, den sie zu diesem Zweck geflochten haben. Wenn dann Zwei das Kreuz in ihrem Kranze küssen und hierauf die Kränze tauschen, so bedeutet das den Abschluß eines Freundschaftsbündnisses für das ganze Leben. Zuletzt wirft man die Kränze in's Wasser. Das Mädchen, deren Kranz untersinkt, kommt im laufenden Jahre noch nicht unter die Haube; schwimmt dagegen der Kranz auf der Oberfläche des Gewässers flott dahin, so steht der Betreffenden demnächst eine lustige Hochzeit in Aussicht.

Heimkehr von der Jagd.

(Mit Bild auf Seite 197.)

Der Sepp hat diesmal keinen Gemsbock geschossen, nicht immer ist ja der Waidmann glücklich. Aber wie er, von der fruchtlosen Jagd heimkehrend, mit seinem Begleiter, dem Anderl, hinaus auf die grüne Alm tritt, verfliegt ihm doch alsbald der Verdruß. Dort sitzt nämlich die Resi beim Heustadel auf einem Baumstamm, die Gänse hütend und ihn lachend begrüßend (siehe den Holzschnitt auf S. 197, nach einem Gemälde von E. Rau). Das ist ihm auch eine rechte Jägerfreude; denn die Resi hat er gern, und sie ist dem schmucken Burschen nicht minder gewogen, das weiß er. Sie ist kein Wild, das vor ihm flieht, und wenn sie ihn nun auch neckt, daß er ohne Beute heimkehrt, so ficht ihn das weiter nicht an. Währenddem gehen die Gänse schnatternd auf den Anderl los, als wollten sie ihm bedeuten, daß er hier überflüssig sei und der Resi nicht näher zu kommen brauche. Anderl will ja aber auch gar kein Störenfried sein, er droht ihnen scherzhaft und verweist ihnen ihre Frechheit.

Auf der Brautschau.

Eine Tragikomödie aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts.

Von **Johannes Wilke.**

Bis zu seinem einundfünfzigsten Lebensjahre war Kaiser Rudolf II. jedem Heirathsgedanken ängstlich ausgewichen. Plötzlich erwachte im Jahre 1603 bei dem einsamen kaiserlichen Sonderling eine merkwürdige Heirathslust. Der Kabinetssekretär Rudolf's, Baron Fernemont, hatte als Vertrauter des Kaisers das Augenmerk desselben auf drei jugendliche gleich reizvolle Prinzessinnen gelenkt: auf die Prinzessin Anna von Innsbruck, die Prinzessin Magdalene von Bayern und die Prinzessin Katharina von Lothringen.



Heimkehr von der Jagd. Nach einem Gemälde von E. Rau. (S. 196)
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Merkwürdigerweise waren alle drei Schönen sowohl durch verwandtschaftliche wie freundschaftliche Bande eng miteinander verknüpft, und die Stätte ihrer Jugenderziehung war ein und dieselbe: die damals noch herzoglich bayerische Residenzstadt München. Magdalena, des regierenden Herzogs Maximilian von Bayern Schwester, hatte die früh verwaiste Erzherzogin Anna von Innsbruck zur Genossin einer gemeinschaftlichen Erziehung erhalten, und in den Tagen des Fronleichnamsfestes im Jahre 1603 wurde Katharina von Lothringen, mit deren Zwillingsschwester Elisabeth Herzog Maximilian seit Kurzem vermählt war, in München erwartet, damit die nach wälscher Art Erzogene in Gesellschaft der beiden Vorgenannten in deutscher Hofsitte aufwachse.

Baron Fernemont erhielt nun von Kaiser Rudolf den Auftrag, unverzüglich eine geeignete und zuverlässige Persönlichkeit ausfindig zu machen, die man mit der geheimen Sendung nach München betrauen könne, dort eine Brautschau anzustellen und eine Menge Einzelheiten zartester Natur, wie sie nur ein verliebter Sonderling zu wissen begehren kann, zu ermitteln. Nur des Kaisers persönliches Wohlgefallen an den äußeren und inneren Vorzügen der drei Prinzessinnen sollten bei seiner Entscheidung ausschlaggebend sein.

Den gewünschten geheimen Agenten fand Fernemont bald in der Person eines ältlichen, aber gewitzten Hofmannes, des kaiserlichen Raths Christoph Truchseß v. Waldburg. Nichts konnte dem „alten Löwen des Hofparketts", welcher sich auf sein diplomatisches Geschick und seine in jungen Jahren vielerprobte Kennerschaft des schönen Geschlechts nicht wenig zu Gute that, erwünschter kommen, als der Auftrag Fernemont's. Wurde ihm, der als Vater von vierzehn lebenden Kindern in schier endlosen Geldverlegenheiten lebte, doch vom Baron eine Belohnung seiner Dienste in Aussicht gestellt, welche ganz der „kaiserlichen Splendeur" entsprechen sollte, sofern die diplomatische Sendung zur Zufriedenheit seiner Majestät ausfallen würde.

Obwohl nach dem Befehle des Kaisers die Brautschau für alle dabei Betheiligten am Hofe zu München ein Geheimniß bleiben sollte, glaubte doch Baron Fernemont gut zu thun, wenn er auf eigene Hand Herrn Truchseß v. Waldburg die Wege von vornherein etwas ebene. Noch vor der Abreise desselben sandte er in aller Stille einen Kurier an Herzog Maximilian von Bayern nach München und theilte ihm in vertraulichem Schreiben mit, daß Seine Majestät die Hand seiner Schwester Magdalena begehre und aus diesem Grunde einem Gesandten Auftrag zu einer unbemerkten Brautschau gegeben habe, wobei die Bitte beigefügt war, die Absicht des Eintreffenden als tiefes Geheimniß zu betrachten. Fast gleich lauteten zwei weitere Briefe, welche Fernemont nach Nancy und Wien, den einen an den alten Herzog Karl II. von Lothringen, Katharina's Vater, den anderen an Erzherzog Matthias, des Kaisers jüngeren Bruder, sandte. Letzterer war von seinen Brüdern zum Chef des Hauses Habsburg ernannt worden und führte die Vormundschaft über seine Base, die Erzherzogin Anna von Innsbruck.

So gut gemeint diese Vorkehrungen des Barons auch waren, so gaben sie doch gerade Veranlassung, Herrn Christoph Truchseß v. Waldburg's Unternehmungen gründlich zu verwirren.

In den letzten Junitagen langte Herr v. Waldburg, von Unternehmungslust förmlich verjüngt, in München an und wurde von Herzog Maximilian mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit empfangen. Der alte, galante Herr sprudelte von Liebenswürdigkeit über, als er schon bei der ersten Abendtafel zufolge der entgegenkommenden Vorkehrung des Herzogs den Platz zwischen zwei von den beiden munteren Prinzessinnen erhielt, nach denen er seine unsichtbaren Netze ausspannte. Seine ersten Beobachtungen über die ahnungslosen Opfer der kaiserlichen Heirathsprojekte legte er schon am nächsten Tage in einem „Schaubericht" nieder, den er durch Eilboten an Fernemont nach Prag sandte.

„Prinzessin Anna und Magdalena," schrieb er, „sind einander an Tugend und fürstlicher Aufführung fast gänzlich gleich. Nur spricht man unter der Hand, als ob Prinzessin Anna am Körper einige Gebrechen habe, welche ich jedoch unter der bauschigen spanischen Kleidung, die die Prinzessin dieser Tage trug, nicht entdecken konnte. Hoffe aber, der Wahrheit baldigst auf die Spur zu kommen."

Ungefähr eine Woche mochte seit Herrn v. Waldburg's Ankunft verstrichen sein, als eines Vormittags bei der Herzogin Elisabeth, der jungen Gemahlin Maximilian's, die beiden Prinzessinnen Anna und Magdalena gleichzeitig eintraten.

„Was bedeuten diese Thränen in den Augen, die ich noch nie weinen sah?" rief bestürzt Herzogin Elisabeth, indem sie ihre schöne Schwägerin an sich zog.

„Meine zerstörten Hoffnungen und Träume," schluchzte die junge Fürstentochter. „Pfalzgraf Wilhelm von Neuburg, der in diesem Monat eintreffen wollte und um meine Hand werben — er wird nicht kommen!"

„Nicht kommen? Er liebt Dich doch!" fiel die Herzogin ein.

„Soeben komme ich von meinem Bruder, der mich zu ernster Unterredung zu sich befahl," erklärte Magdalena. „Was habe ich hören müssen! Dieser Truchseß v. Waldburg ist der Abgesandte Kaiser Rudolf's, der um meine Hand wirbt. Maximilian wünscht meine Verbindung mit ihm und hat dem Pfalzgrafen geschrieben, von seinem beabsichtigten Besuch und dem damit verknüpften Vorhaben abzustehen."

Mit sichtlicher Bestürzung hatte sich jetzt Erzherzogin Anna bei diesem Bericht der Freundin erhoben. „So wißt, gnädige Herzogin," sprach sie, „was ich bis jetzt selbst Prinzessin Magdalena verheimlichte. Der Zerstörer ihrer Liebe ist derselbe, der auch um meine Hand wirbt! Erzherzog Matthias, der mir ein zweiter Vater war und, wie Ihr wißt, mein treuer Geliebter geworden ist, dem ich heimlich Herz und Hand gelobte, schreibt mir, daß Herr v. Waldburg nur hier sei, um mich für Kaiser Rudolf zu gewinnen."

Herzogin Elisabeth reichte jeder der bekümmerten Prinzessinnen die Hand. „Beruhigt euch, noch seid ihr nicht die Beute des grillenhaften Sonderlings! Wir wollen sehen, ob Weiberlist nicht stärker ist, als die Verschlagenheit eines alten Hofschranzen!"

„Schimpflich," versetzte Anna von Innsbruck erröthend, „ist Herrn v. Waldburg's geheime Ausspäherei. Er hat meiner Kammerfrau gestern eine Handvoll Goldstücke in die Hand gedrückt, damit sie ihm verrathe, ob es wahr sei, daß ich durch einen Sturz vom Pferd eine Schiefheit der rechten Schulter davongetragen habe, und dann hat er gefragt, wo mein Gewandmacher wohne."

„Der Schneider?" lachten jetzt alle drei hell auf und schmiedeten sogleich einen Kriegsplan gegen den alten Diplomaten. Unter dem spanischen Kragen, den Anna von Innsbruck trug, barg sich in der That eine etwas schiefe Schulter. Doch war der Schaden höchst unerheblich.

„Du bist gerettet," sprudelte Elisabeth übermüthig hervor. „Der Gewandschneider soll noch zur Stunde eines Deiner Kleider an der Schulter dermaßen polstern, daß der Heirathsagent vor Deinem versteckten Gebrechen zurückschaudern wird. — Und Du, kleine Schwägerin," wandte sie sich an Magdalena, „laß das Köpfchen nicht hängen! Der rechte Augenblick wird kommen, wo ich meinen Gatten umzustimmen weiß." . . .

Wie erwartet, suchte Herr v. Waldburg den Kleiderkünstler schon in den nächsten Tagen auf, dem von den fürstlichen Herrinnen jedoch bereits seine Rolle einstudirt worden war, so daß Herr v. Waldburg hochbefriedigt und ungesäumt die wichtige Entdeckung über die „Schiefheit" Anna's nach Prag berichtete. Umgehend erhielt er die Anweisung, nur noch die beiden anderen Prinzessinnen zu beobachten, „sonderlich darüber, wie es mit ihrer Gestalt, Schöne und ihren Herzensangelegenheiten stehe".

Glücklicherweise brauchte Herr v. Waldburg nicht gar zu lange auf die dritte Heldin der sonderbaren Heirathskomödie zu warten.

Am 3. Juli hielt eine glänzende Reiterschaar vor dem herzoglichen Schlosse. Von einem milchweißen Zelter glitt eine jugendfrische Mädchengestalt, Katharina von Lothringen, herab, deren kecke Augen fast übermüthig die spalierbildenden Hofleute des Herzogs musterten. Während Herzog Maximilian seinem Schwiegervater, Karl II. von Lothringen, aus dem Sattel half, hatte sich Katharina an den jungen Ritter gewandt, der die Zügel ihres Pferdes hielt.

„Habt Dank für Eure Führung, Herr Reisemarschall; wenn es Euch gefällt, sollt Ihr auch hier am Hofe mein Ritter bleiben," sagte sie. Dann schritt sie, mit unverkennbarem Wohlgefallen noch dem Jüngling zuwinkend, an der Hand ihrer Schwester Elisabeth die Schloßtreppe hinan.

Von Keinem war der geschilderte Vorgang genauer beobachtet worden, als von Herrn Christoph, dessen Stellung sich in unmittelbarer Nähe der Prinzessin befand. Daß er jedoch, als der junge Ritter nun dicht an ihm vorüberschritt, wie festgebannt seinen Blick auf ihn heftete, hatte noch einen ganz besonderen Grund: Herr v. Waldburg erkannte in dem lothringischen Reisemarschall zu seiner größten Ueberraschung seinen zweitältesten Sohn Georg, der schon mit seinem 17. Lebensjahre das Elternhaus verlassen hatte und nach Frankreich gewandert war, wo er — wie so viele Söhne kinderreicher Edelleute — bei verschiedenen Grafen und Herren als Page und Junker Dienste genommen hatte, so daß Herr Christoph ihn ganz aus den Augen verlor.

Schon in der nächsten Stunde standen sich Vater und Sohn, der dem Ersteren wie gerufen hier wieder auftauchte, im Zimmer Georg's gegenüber. Herr Christoph vernahm, daß sein Sohn Dienste bei Karl II. genommen und — durch dessen Vertrauen ausgezeichnet — zum Reisemarschall der Prinzessin erkoren worden sei. Das genügte dem alten Schlaukopf vorderhand. Ehe er Georg über die Prinzessin auszuforschen unternahm, wollte er sich erst sein eigenes Urtheil bilden. Wie dieses ausfiel, bekundete seine Schilderung, die er im Laufe der nächsten Tage an Fernemont abgehen ließ. „Die Prinzessin aus Lothringen" — so lautete wörtlich das Schriftstück — „hat eine echt romanische oder italienische Gestalt, feurige Augen, das Haar schwarz, viel Farb' im Gesicht — es wäre denn, daß sie roth angestrichen sei, wofür ich nicht gutstehen will. Kann mir übrigens nicht vorstellen, daß Seiner Majestät die französische Mode und Manier dieser Prinzessin gefallen könnte. Ihr Tanzen ist ganz nach der Franzosen Art; sie springt dabei fein hoch daher, wie die Bauernmädel bei uns, ist auch gar zu vertraulich mit ihren lothringischen Hofherren. Es ist wohl lustiger, solches zu sehen, als solches in seinem Hause zu haben."

Wenn Herr Christoph glaubte, daß der Kaiser nach diesem Bericht den Geschmack seines Heirathsagenten theilen werde, so hatte er sich gründlich geirrt; denn Fernemont's umgehende

Antwort lautete dahin, daß Seine Majestät „an romanischem Geblüt, schwarzen Aug' und Haar Wohlgefallen verspüre". Nur möchte er noch genau erfahren, „ob auch im Herzen Katharina's nicht allbereits eine Liebe zu einem jüngeren Kavalier Platz genommen, als welches Seiner Majestät als einziges Hinderniß seiner weiteren Werbung erscheinen würde". Zur Ermittelung dieses Punktes aber solle Herr v. Waldburg weder Zeit noch Mühe sparen, „jedoch hierfür nicht leere Vermuthungen, sondern exakte Beweise beibringen".

Jetzt schien Herrn Christoph der Augenblick gekommen, wo er den Beistand seines Sohnes in Anspruch nehmen mußte. So trat er denn eines Abends in das Gemach desselben und weihte ihn unumwunden in seine Sendung ein.

„Du wirst dem Glücke Deines Vaters und damit Deinem eigenen Glücke förderlich sein," schloß er seine Mittheilung, „wenn Du mir wahrheitsgemäß Alles berichtest, was Du über die Herzensangelegenheiten Katharina's weißt. Vor Allem: Ist Ihr Herz noch frei oder nicht?"

Als Georg vernommen hatte, daß man das arglose Fürstenkind an einen greisen Gemahl verhandeln wolle, und daß sein Vater selbst den bezahlten Unterhändler mache, war ihm das Blut heiß ins Gesicht geschossen. Längst war Katharina das hohe Ideal seiner Seele geworden. Wohl wußte er, daß seine Liebe zu ihr eine hoffnungslose bleiben müsse, aber in dieser Sekunde empfand er auch, daß er fähig sei, im selbstlosen eigenen Verzichten sein Herzblut für das Lebensglück Katharina's zu opfern.

Verblüfft stand sein Vater, wie auf der Stelle festgebannt, als er seinen Sohn, ohne eine Antwort von ihm empfangen zu haben, aus dem Zimmer stürzen sah.

— — — — — — — — — — —

Zu derselben Zeit fand in den Gemächern der Herzogin Elisabeth eine Aussprache mit ihrem Gemahl statt.

„Man hat Dich in unwürdiger Weise getäuscht, als man Dir schrieb, Herr v. Waldburg werbe nur um Deiner Schwester Magdalena's Hand," sagte die Herzogin. „Soeben hat mein Vater auch Katharinen eröffnet, daß sie für des Kaisers Werbung auserkoren sei."

Und nun enthüllte Elisabeth alle Einzelheiten dieser dreifachen Brautschau. Die Wirkung war die gewünschte. Noch in derselben Stunde ging von des Herzogs eigener Hand eine versöhnende Einladung an den Pfalzgrafen von Neuburg ab, und schon eine Woche später wurde dessen Verlobung mit Magdalena dem Hofe bekannt gegeben. . . .

Am Nachmittag des ereignißreichen Julitages unternahmen die drei Prinzessinnen einen Spazierritt in die weitere Umgebung der Residenzstadt. Georg v. Waldburg, der unter den Begleitern war, hatte Katharina's Nähe gemieden, bis beim Nachhauseritt die Prinzessin hinter ihren im Galop vorauseilenden Begleitern zurückblieb und sich zu ihm gesellte.

Ein beklommenes Schweigen herrschte minutenlang zwischen Beiden. Dann kam es zitternd über Katharina's Lippen: „Wußtet Ihr, was Eures Vaters Besuch für mich bedeutet?"

„Er sprach mir vor wenigen Stunden davon. Ich sollte ihm sagen, ob Euer Herz noch frei sei —" stieß Georg, mühsam nach Fassung ringend, hervor.

„Und was gabt Ihr zur Antwort?"

Georg hob den Blick zu Katharina's Augen empor, aus denen ihm ein Strahl leidenschaftlicher Liebe entgegenleuchtete; ihr Roß streifte das seine, dann aber schlangen sich plötzlich ihre Arme fest um seinen Hals, und ihre Lippen fanden die seinigen.

„Sagt ihm, Georg, daß mein Herz nur Einem gehört, daß es bricht, wenn es diesen nicht besitzen darf."

Nur eine Sekunde währte die Seligkeit des jungen Paares, dann hatte Katharina mit jähem Ruck ihr Pferd zum scharfen Galop angefeuert. Er sah, langsam und traumverloren seinen Weg weiternehmend, die hohe Mädchengestalt seinen Blicken entschwinden. —

Als an demselben Abend Georg v. Waldburg die Schwelle seines Zimmers überschritt, drückte ihm in der beginnenden Dämmerung Katharina's Kammerfrau einen Brief in die Hand. Klopfenden Herzens überflog er die von der Prinzessin geschriebenen wenigen Zeilen:

„Mein Vater will mich zur Verbindung mit Kaiser Rudolf zwingen. Weder mein noch meiner Schwester Flehen können ihn erweichen. Mir bleibt nur ein Ausweg. Du, Geliebter, sollst mich ungesäumt nach Remiremont*) führen, dessen Aebtissin mir befreundet ist und mir zunächst Schutz gewähren wird."

In tiefes, rathloses Sinnen versunken, starrte Georg auf das verhängnißvolle Papier, den abenteuerlichen Fluchtplan der Geliebten überdenkend. Er bemerkte nicht, daß Jemand lautlos das Zimmer betreten hatte und dicht hinter ihm, über seine Schulter blickend, stand. Erst als er seinen Namen hörte, fuhr er, das Blatt erschrocken zusammenfaltend, empor und blickte in das lauernde Gesicht seines Vaters.

„Was willst Du von mir?" stieß er mit Bitterkeit hervor.

„Deine Mittheilung über das, worüber ich Dich um Auskunft bat, die ich haben muß!" lautete die Gegenrede.

„Nun, so wisse, Prinzessin Katharina hat ihre Liebe einem Anderen geschenkt; man wird nur ihre Hand, nicht aber ihr Herz zum Bunde zwingen!"

Ohne eine weitere Frage an Georg zu richten, verließ der Alte das Zimmer, völlig befriedigt über die unbemerkt gemachte Entdeckung. Ein einziger Blick über Georg's Schulter hatte ihn nämlich auf dem Blatte Katharina's Namenszug deutlich erkennen lassen. So stand es wenigstens fest, daß die Prinzessin Briefe an seinen Sohn sandte und — was schien darnach wahrscheinlicher, als daß dieser die Mittelsperson bei irgend einem Liebesroman spiele, den Katharina heimlich angeknüpft hatte! Wer dieser Begünstigte sei, mußte nun weiterhin ermittelt werden. Daß Georg selbst der Held dieser Liebesangelegenheit sein könne, war ihm undenkbar.

Mit gleicher Ungeduld, wie Herr Christoph, sah auch Herzog Karl II. der weiteren Entwickelung der Dinge entgegen. Letzterer befahl schon Tags darauf den Brautwerber zur Audienz.

„Ihr habt Euerem kaiserlichen Herrn Bericht über die Prinzessin erstattet?" begann er. „Und was ist nun die Meinung Seiner Majestät?"

„Seine Majestät wünschen nur noch Gewißheit zu haben, ob nicht im Stillen das Herz der gnädigsten Prinzessin schon gewählt hat."

„Diese Gewißheit gebe ich Euch hiermit," unterbrach ihn rasch der Herzog. „Ihr Herz ist frei."

„So sehr ich auf das Wort Euerer Hoheit baue," fuhr unbeirrt der Gesandte fort, „so widerspricht dem doch die Aussage des Kammerjunkers, meines eigenen Sohnes, der das Glück genießt, Euerer Hoheit und der Prinzessin zu dienen."

Mit wachsendem Erstaunen vernahm Herzog Karl, was der kaiserliche Agent über den vermutheten geheimen Briefwechsel berichtete und traf, nachdem Herr v. Waldburg ihn verlassen, seine weiteren Maßnahmen. Kurz darauf wurde das Zimmer Georg's durch einen Hauptmann der Schloßwache durchsucht, der Kammerjunker in strenge Haft abgeführt, Prinzessin Katharina aber zu ihrem Vater befohlen. Sie erblickte in seiner Hand ihren Brief, den er aus einer bei der Durchsuchung aufgefundenen Kassette Georg's entnommen hatte.

Wie im Zustande der Betäubung hörte Katharina die wilden Zornesergüsse des schwergereizten Vaters, daß er Georg nach Nancy bringen und ihm hier als Hochverräther den peinlichen Prozeß machen lassen wolle; sie selbst aber habe entweder sofort ihre Zustimmung zur Vermählung zu geben oder für immer das Kloster zu wählen. —

Der Abend war herangekommen. Katharina lag, von dem Jammer der letzten Stunden erschöpft, wortlos und thränenlos auf einem Ruhebett im Gemache der Herzogin Elisabeth hingestreckt, die sich um die unglückliche Schwester wie um ein geliebtes krankes Kind bemühte und ihr Trost einzusprechen suchte. Nur eine Empfindung zog jetzt mit dumpfer Selbstanklage durch Katharina's Seele: „Du hast durch Deine unbesonnene Leidenschaft den Geliebten hingeopfert!" Sie kannte ihren Vater und wußte, daß es ihm mit seinen Drohungen Ernst sei. Nun hatte sich Elisabeth, auf das Flehen ihrer Schwester, zu Karl II. begeben. Katharina harrte, jede Stunde zählend, ihrer Rückkehr. Endlich trat Elisabeth ein mit den Worten: „Er ist gerettet, soeben empfängt er die Weisung, bis zum nächsten Tage den Hof und des Herzogs Dienste für immer zu verlassen."

Katharina stammelte heiße Dankesworte, dann sank sie auf ihr Lager zurück.

— — — — — — — — — — —

Noch lag das herzogliche Schloß in tiefer nächtlicher Ruhe, als mit der ersten Dämmerung Hufschlag auf dem Schloßhofe erscholl. Nur einem Schläfer drang er mit erschreckender Bedeutsamkeit zum Ohr. Katharina sprang — aus traumgequältem Halbschlummer erweckt — von ihrem Lager auf und eilte zum Fenster. Sie sah noch, wie die Schloßwache das Gitterthor öffnete, wie sich das bleiche Antlitz des Ausgestoßenen zu ihrem Fenster wandte und seine Hand ihr den letzten Gruß — einen Abschied für das ganze Leben — zuwinkte. Katharina glitt mit einem ächzenden Klagelaut zu Boden.

Ein zweiter Gast verließ etwas später an demselben Morgen den herzoglichen Hof. Von Selbstvorwürfen über das unvorhergesehene Unheil gepeinigt, das er in seinem Uebereifer seinem eigenen Sohne bereitet hatte, wandte Herr Christoph — nachdem er noch eine schriftliche Verabschiedung hinterlassen — dem Schauplatz seiner gescheiterten Diplomatenkünste den Rücken. Bei seiner Ankunft auf dem Hradschin in Prag wurde der nicht wenig beklommene Herr jedoch aller Besorgniß überhoben, da ihm Baron Fernemont mittheilte, daß Kaiser Rudolf II. nach reiflicher Ueberlegung nun endlich zu dem Entschluß gekommen sei, von einer Vermählung überhaupt gänzlich abzusehen, daß er aber, höchst zufrieden mit dem umsichtigen Handeln seines Agenten, ihm ein Gnadengeschenk von zehntausend Gulden angewiesen habe.

Das Geschick der drei Heldinnen der geschilderten Ereignisse fand in der zu erwartenden Weise seine Erfüllung. Erzherzogin Anna wurde im Jahre 1611 mit Matthias, Rudolf's II. Nachfolger, vermählt, und kurz darauf empfing das zweite Paar, Magdalena und der Pfalzgraf von Neuburg, den priesterlichen Segen. Das Lebensglück Katharina's war mit dem Tage, der ihr Georg Truchseß v. Waldburg geraubt, vernichtet. In stiller Trauer über die verlorene Jugendliebe trat sie, trotz der Bitten ihrer Angehörigen, in das Kloster zu Remiremont ein, als dessen Aebtissin sie schon im Jahre 1620 starb.

———

*) Kloster in Lothringen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Bühnenheld. — Vor Kurzem starb in Paris ein dramatischer Künstler, Namens Lemahon, der allerdings unter seinem Künstlernamen Paul Bonjour bekannter geworden ist und sich als Gesangshumorist einer großen Beliebtheit erfreute. Im Jahre 1846 hatte er den Muth, sich seine sämmtlichen Zähne ausziehen und sich dafür eine größere Anzahl von falschen Gebissen machen zu lassen. Eines von diesen Gebissen gab ihm das vollständige Aussehen eines Esels. In einem zweiten erschien er als Affe, und im dritten hatte er die Physiognomie eines Ziegenbocks. Eines seiner beliebtesten Couplets war ein Spottlied auf die Schlächter, und bei dem Vortrag dieses Liedes trug er Zähne, die ihm das genaue Aussehen eines Schweines gaben. [L—n.]

Warum bläut man Papier, Wäsche und Zucker? — Im Jahre 1746 ereignete es sich in der Papierfabrik des Mr. Buttenshaw in Oxford, daß dessen Frau, welche mit dem Waschen feiner Leinwand beschäftigt war, zufällig einen Sack gepulverten Blaus in's Zeug fallen ließ, das beinahe fertig gemahlen war. Das Blau vermischte sich rasch mit dem Papierstoff; sie fürchtete, großes Unheil angerichtet zu haben, und vermied jede Erwähnung des Zufalls. Als sie jedoch auf ihres Gatten Frage, was denn dem Stoffe die schöne Färbung gegeben habe, entnahm, daß das Unglück nicht sehr groß sein könne, faßte sie sich ein Herz und offenbarte das Geheimniß. Sie wurde später glänzend belohnt. Mr. Buttenshaw war mit dem Aufschlag von 4 Schilling per Bündel, die er in London für sein verbessertes Fabrikat erhielt, sehr zufrieden und machte seiner Ehehälfte ein kostbares Scharlachkleid zum Geschenk. — Was war hier vorgegangen? Welche Zauberkraft wohnt dem unscheinbaren Waschblau inne? Die Sache ist einfach und dem Laien doch wenig geläufig. Mr. Buttenshaw hatte in seiner Fabrik stets weißes Papier hergestellt. Wissenschaftlich gesprochen, erscheint uns ein Körper im Tageslichte weiß, wenn er alle Farben des weißen Lichts in denselben Verhältnissen, in welchen sie im Spektrum der Sonne vorkommen, zurückzuwerfen vermag. Das Weiß ist um so blendender, je mehr Licht es zurückwirft. In demselben Maße aber, als es weniger Lichtstrahlen aller Gattungen zurückwirft, verliert die weiße Farbe an Intensität; der Körper erscheint grau, dann dunkel und endlich schwarz; wenn alle auffallenden Strahlen absorbirt und keine zurückgeworfen werden. Die Gegenstände, welche wir weiß nennen, wie zum Beispiel Schnee und Milch, haben thatsächlich eine bläuliche Farbe. Selbst Eis ist nach Bunsen bläulich gefärbt. Das Blau spielt demnach für unser Auge eine hervorragende Rolle. Schon Parrot hat 1791 behauptet, daß ein bläulicher, also nur schwach blau gefärbter Lampencylinder in Verbindung mit der orangengelben Lampenflamme ein angenehmes weißes Licht gebe. Das Gelbliche der Wäsche wird durch Bläuen kompensirt; hält man in dem Blau das richtige Maß ein, so wird bei den reingewaschenen Geweben ein schönes Weiß erzielt. So ist auch das Weiß selbst des aus gebleichtem Stoff gefertigten Papiers matt, mit einem Stich in's Gelbe, und man sucht seit jener zufälligen Entdeckung durch einen geringen Zusatz von blauer Farbe, vorzugsweise Berlinerblau (Mineralblau), künstliches Ultramarin und Anilinblau, den Eindruck des Weiß hervorzurufen, wie den Glanz zu erhöhen. Dasselbe findet statt beim Zucker. In den Fabriken erhält der gelbliche Zucker einzig und allein mit Hilfe von Ultramarin eine blendende Weiße. Zum Bläuen von je 100 Zuckerbroten à 12½ Kilogramm Gewicht werden etwa 5 Gramm Ultramarin verwendet. [Dr. A. B.]

Humoristisches.



Noch nicht.

Vor einem Gasthause hat sich eine Menge Leute angesammelt; da frägt eine Neuhinzugekommene: „Raufen s' drin?"
„Nein," bekommt sie zur Antwort, „sie haben erst Hochzeit!"



Von seinem Standpunkte.
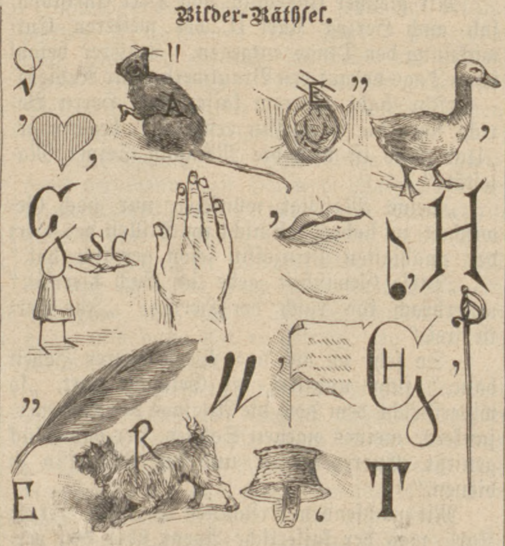
Doktor (zum Knaben, der krank ist): Hm, sag', hast Du Appetit?
Knabe: Ach, Herr Doktor, so fragen Sie ja jedesmal und geben mir doch nichts.

Auch eine Werbung. — Als der berühmte Schriftsteller Champfleury sich um die Mündel des Historienmalers Eugen Delacroix bewarb, schrieb er ihr folgenden Brief:

„Mein Fräulein! Wenn Sie glauben, daß ein unverheirathetes Wesen einer halben Scheere gleicht, welche nichts ohne die andere Hälfte anzufangen weiß, so biete ich Ihnen hierdurch meine Hilfe, um gemeinsam die Sorgen des Lebens zu zerschneiden."

Als Antwort sandte die junge Dame dem Dichter eine Scheere, und drei Wochen später fand die Hochzeit statt. [W. L.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 24:
Eine närrische Zunge kann viel Böses anrichten.

Scherz-Räthsel.

Hast du's, Krieger, beim Appell,
Folgt darauf die Strafe schnell,
Hast du es beim Scheibenstand
Ist auch Rüge schnell zur Hand,
Hast du's noch in anderm Sinn,
Wieder nimm die Strafe hin —
Merk' es dir zu jeder Frist,
Räthst du es, gefehlt es ist.

Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung von Nr. 24:
des Einsatz-Räthsels: Figaro — Mozart:

K	A	F	T	A	N
S	P	I	R	R	E
L	U	G	A	N	O
B	R	A	Z	Z	A
H	E	R	O	L	D
T	H	O	M	A	S

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.